



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz : 5. Vom Schwielochsee zur Schwarzen Elster (Schwielochsee, Lübben, Luckau, Lebusa, Schlieben, Herzberg) : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

5. Vom Schwiellochsee zur Schwarzen Elster

(Schwiellochsee, Lübben, Luckau, Lebusa, Schlieben, Herzberg)

(Schluß)



en nächsten Morgen fuhren wir auf der schönen breiten Straße nach Luckau dahin. Ein Kranz von Dörfern mit deutschen Namen wie Frankendorf, Wittmannsdorf, Willmersdorf, Cahnsdorf, Giesmannsdorf, Wieringsdorf, Büllmersdorf, Waltersdorf usw. umgibt die in der Niederung der Berste liegende und von ihr ringsumflossene alte Stadt. Die Überlieferung meldet, Kaiser Friedrich der Zweite habe das außerhalb des Mauerringes liegende Schloß erbaut; es ist vom Erdboden verschwunden, aber der mit Obstpflanzungen und einem Landhause geschmückte Schloßberg ist noch erkennbar. Luckau ist offenbar als der städtische Mittelpunkt eines größeren deutschen Kolonialgebiets emporgekommen. Sein Stadtrecht geht vermutlich auf den Wettiner Heinrich den Erlauchten, den großen Urvater der deutschen Kultur der Niederlausitz, zurück. Die ältern, im Ratsarchiv erhaltenen Urkunden ergeben, daß die Stadt 1298 und auch später noch das Bild der städtischen Ringmauer und als Beizeichen im Tore der Mauer einen Löwen im Wappen geführt hat, der ohne Zweifel als der meißnische zu deuten ist. Als Nebensiegel kommt seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Luckauer Urkunden der rote Stier im silbernen Felde auf, das Wappen der Markgrafschaft Niederlausitz, wohl weil Luckau damals als Landeshauptstadt galt, und dieses Siegel hat allmählich das ältere verdrängt. Im vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert war Luckau als landesherrliche Stadt etwa Guben im Range gleich: die Fürsten residieren öfters im Schlosse vor der Stadt, die Brüder von Kalow, Bürger zu Luckau, erscheinen zwischen 1350 und 1360 als Bankiers der Wettiner. In der Zeit ihrer Blüte gebot die Stadt über einundzwanzig Ratsdörfer; der Rat bestand aus drei Bürgermeistern, einem Syndikus und sechs Ratsherren. Außer der Hauptkirche gab es in der Stadt noch sechs kleinere und zwei unter die Geistlichkeit gestellte Hospitäler; die alte Stadtschule fand ihre Fortsetzung in dem jetzt noch bestehenden Gymnasium. Zuletzt trat Luckau in den Kämpfen der Freiheitskriege hervor. Gerade an dem Tage, wo in Schlesien der Waffenstillstand von Poischwitz abgeschlossen wurde (4. Juni 1813), schlug hier der General Bülow mit preussischen und russischen Truppen den Angriff Dudinots zurück. Dabei gerieten Teile der Stadt in Brand, und zahlreiche Verwundete beider Parteien fanden in den Häusern einen schrecklichen Tod. Während des Waffenstillstandes wurde die Stadt von Napoleon besetzt, aber die Preußen erstürmten sie nach der Schlacht von Großbeeren.

Heute ist Luckau eine sehr stille Stadt, die trotz ihrem großen Marktplatz mit dem hochragenden Hausmannsturm und mehreren schönen Renaissancebauten unter den Bürgerhäusern etwas Abgestorbnes an sich hat. Sie gehört zu den Städten der Niederlausitz, die sich im neunzehnten Jahrhundert fast gar nicht weiterentwickelt haben (1819: 2500 Einwohner, jetzt noch nicht 5000). Deshalb hat sie sich außer zahlreichen Resten der alten Mauern, Tore und Gräben ganz die ursprüngliche Hufeisenform bewahrt; das tritt namentlich auf einer Photographie hervor, die von einem Luftballon aus der Vogelperspektive aufgenommen worden ist. Das inter-

effanteste Bauwerk ist die Nikolaikirche, ein in Ziegelgotik ausgeführter mächtiger dreischiffiger Hallenbau, ein Denkmal selbstbewußten Bürgertums und zugleich einer hochstrebenden Geißlichkeit. Diese offenbart sich in dem auffallend großen, durch Mauern von den Seitenschiffen getrennten Chore, jenes in den zahlreichen Patrizierlogen der reichen Kauf- und Fabrikherren, die noch die bunte Malerei des siebzehnten Jahrhunderts zeigen, vor allem aber in der sich halbkreisförmig über die ganze Kirchenbreite erstreckenden Ratsloge unterm Singschor. Wenn man sich vorstellt, wie von etwa dreißig Sitzen dieser Loge die gepuderten Perücken des hochwohlweisen Rats in das mit Kleinbürgern und Tuchmachergefellen gefüllte Schiff hinunternickten, so hat man ein Bild der vergangnen Luckauer Herrlichkeit.

Wir verließen die Stadt in westlicher Richtung und passierten dabei eine befestigte Brücke, die nach dem Vororte Sando hinüberführte; auch auf den nach Böllmersdorf zu liegenden Höhen sind Reste der Napoleonischen Schanzen erhalten. In genau westlicher Fahrt erreichten wir den Eisenbahnknotenpunkt Utkro, ehemals ein Dorf der Herrschaft Sonnawalde, aus älterer Zeit dadurch bekannt, daß sich hier die Bauern 1548 gegen Franz von Minkwitz empörten, der ihre Lasten eigenmächtig erhöhen wollte. Die Niederlausitzer Minkwitz waren im sechzehnten Jahrhundert überhaupt ein gewalttätiges Geschlecht: berühmt ist vor allem die Fehde, die Nickel Minkwitz 1528 bis 1534 gegen den Bischof von Lebus und gegen den Kurfürsten Joachim den Ersten von Brandenburg gehabt hat.

Von Utkro kamen wir über einen schön mit Kiefern bewaldeten Landrücken hinunter in die fruchtbaren Gefilde von Dahme. Auch dieses Städtchen hat seine kursächsischen Erinnerungen. Das Schloß, das jetzt die landwirtschaftliche Schule enthält, war ehemals der Witwensitz der Herzöge von Sachsen-Weissenfels. Friedrich, der Sohn des Herzogs August (1657 bis 1680), baute es neu und starb hier 1715. Auch Johann Adolf der Zweite, der den Schloßgarten anlegte, hat oft hier residiert. Kurfürst Friedrich August der Gerechte übernachtete hier, als er 1769 zur Huldigung nach Lübben und nach Wittenberg fuhr, und dann abermals am 27. November und am 3. Dezember 1806 auf der Reise nach Berlin und von Berlin heimwärts, nachdem er dort dem kurfürstlichen Emporkömmling hatte huldigen müssen. Auch in den Kämpfen des Jahres 1813 spielte Dahme eine Rolle: nach der Schlacht von Dennewitz nahm der preußische General Wobser hier am 7. September sechstausend Franzosen gefangen.

Unser nächstes Ziel war das Dorf Lebusa, das wahrscheinlich mit dem von Thietmar von Merseburg erwähnten großen slawischen Orte Liubussua identisch ist. Thietmar erzählt, König Heinrich habe im Jahre 932 Liubussua, eine Stadt von zehntausend Einwohnern mit zwölf Toren und einer kleinern Befestigung, belagert und zerstört. Danach habe der Ort lange wüst gelegen, aber König Heinrich der Zweite habe ihn 1011 von neuem befestigt, um ihn als einen Vorposten gegen die in die Lausitz eingedrungenen Polen zu verwenden.

Wir waren gespannt, ob wir Spuren des alten Ortes oder der Befestigung in dem Gelände von Lebusa finden könnten, und zwar um so mehr, weil hier weder durch Stadtanlagen noch durch Bahnbauten durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden sind.

Als wir aus dem Waldgürtel, der Dahme von Lebusa trennt, hervortauchten und das Dorf in einiger Entfernung vor uns sahen, nahm ein sich links von der Straße von West nach Ost langhin erstreckender Hügel unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, der das ganze vor uns ausgebreitete Gelände strategisch beherrscht. Wir beschritten ihn bis zum Ende, wo er wie eine steile Böschung in mehreren Bastionen zur Ebene abstürzt. Hundertundfünzig Schritt von da aus rückwärts nach der Straße zu steht ein wilder Birnbaum, von dem man eine herrliche Aussicht auf das von dunkelgrünen Wäldern begrenzte Rund genießt. Im Vordergrund zu unseren Füßen, etwa fünfhundert Meter von uns entfernt, ruht das Dorf Lebusa in thüringischer Lieblichkeit zwischen lauschigen Wipfeln um den schlanken Kirchturm

und das stattliche Herrenhaus geschart; hinter dem Dorfe die verhältnismäßig hoch ansteigenden waldigen Höhenzüge von Hohenbucko und der Rochauer Heide. Der Hügelrücken, auf dem wir stehn, etwa fünfhundert Meter lang und sechzig Meter breit, besteht aus grobem Sand, der mit Quarz- und Feuersteinstücken gemischt ist; er macht den Eindruck einer zum Teil künstlichen Aufschüttung oder wenigstens einer künstlichen Verschärfung der Profile. Die Umrandung ist nicht überall mehr genau erkennbar, da das trockne Erdreich durch Wind und Wetter verschleppt worden ist, einzelne Teile haben auch den Anwohnern als Sandgrube gedient. Trotzdem ist etwas vom Charakter der Verschanzung übrig geblieben. Aber die Fläche, höchstens vier Hektar, ist zu klein für eine Stadt von der Größe Libusas. Deshalb meine ich, daß sich die Stadt von der Höhe hinunter bis zum heutigen Dorf ausbreitete und auch dessen Grundfläche mit einnahm. Als Thietmar im Jahre 1012 nach Libusa kam, durchwanderte er die Ruinen der alten slawischen Stadt voll Bewunderung über ihre Größe. Sie erinnerte ihn mit ihren zwölf Toren und Umwallungen an die von Julius Cäsar vor Dyrhachium aufgeführten Befestigungen. Die Stadt (civitas) lag nördlich von der Burg (urbs), von ihr nur durch ein Tal getrennt; wir müssen also die Burg auf den südlich von dem heutigen Dorfe liegenden waldigen Höhen suchen, wo Reste von Erdwällen und Berhauen zum Beispiel in der Nähe von Weidmannsruh noch erkennbar sind. Alles in allem müssen wir uns Libusa vor der deutschen Eroberung wie Lübben und das elbische Torgau als einen großen slawischen Handelsplatz vorstellen, umgeben von Saatzfeldern und ausgedehnten Viehweiden, geschützt auch durch den ihn ringsumgebenden, mit Berhauen durchzognen Waldgürtel, durch den von allen Seiten hohe, also wasserfreie Straßen heranzführten. So war Libusa wohl ein wichtiges Glied des von Torgau an der Elbe über Lübben nach der Gegend von Frankfurt an der Oder führenden slawischen Handelsweges. Der Versuch Heinrichs des Zweiten, den Ort in eine deutsche Grenzfestung zu verwandeln, schlug fehl trotz den tausend Bewaffneten, die er in die Burg legte. Nach Thietmars Ansicht hätten es dreitausend sein müssen. Aus den Wäldern der Rochauer Heide hervorbrechend eroberten die Polen im Sommer 1012, als wegen einer Hochflut der Elbe niemand Hilfe bringen konnte, den Platz und mezelten die Deutschen nieder. Wie werden damals diese Fluren und Wälder von Schildgetöse und Schwertgeklirr widergehalten haben — heute gewährte die Landschaft in der Nachmittagssonne ein Bild wohnigen Friedens, nur ein Schäferhund bellte von fern gegen uns an, und eine späte Berche hob sich aus dem reisenden hellen Kornfelde singend zum blauen Himmel.

Von dieser Stätte uralter Erinnerungen fuhren wir südwestwärts einen bewaldeten Bergzug hinauf, der die Dahme (wendische Spree) vom Flußgebiet der Schwarzen Elster trennt. Wo die Straße hinter der Schäferrei steiler emporsteigt, führt parallel zu ihr eine schöne alte Lindenallee zu einem mit Bäumen bewachsenen Platze, im Volksmunde „das Schloßchen“ genannt, weil hier einst eine alte Burg gestanden habe, die vom Feuer verzehrt worden sei. In Wahrheit scheint der Ballspielplatz des Lebusaer Schlosses hier oben gewesen zu sein und dabei ein Lusthaus, das wohl einmal abgebrannt ist. Außerdem sind Reste von Steintischen und Steinbänken vorhanden, endlich auch Spuren von Verschanzungen: Stücke eines Grabens und eines Erdwalles. Das sind wohl die Reste einer kleinen Redoute, die hier, auf dem höchsten Punkte der von Herzberg nach Dahme führenden Straße, vermutlich während der Kämpfe des Jahres 1813 errichtet worden war.

Von der Höhe des Bergwaldes zieht sich die Straße in die Ebene von Collochau hinunter. Die Landschaft verliert hier ihren Lausitzer Charakter und nimmt allmählich die lieblichere Eigentümlichkeit des sächsischen Kurkreises an, in den wir unvermerkt übergetreten sind. Bei Collochau teilt sich die Straße: ostwärts gehts nach dem uralten Orte Schlieben, südwestwärts nach Herzberg an der Schwarzen Elster. Wir haben auch diesen beiden Städtchen einen Besuch abgestattet. Schlieben

gehört trotz der Lokomotive, die hier mehrmals am Tage ihren schrillen Pfiff ertönen läßt, zu den in halber Dörflichkeit zurückgebliebenen Kleinstädten des ehemals sächsischen Kurkreises, in denen es sich eben aus diesem Grunde so behaglich ausruhn läßt. Der Ort liegt zu Füßen des Martinsberges lang ausgestreckt in lieblicher Umgebung. Modern erscheint hier nur die hübsche Backsteinkirche, vor der ein aus Feldsteinen zusammengetragenes pyramidenförmiges Kriegerdenkmal steht. Alles andre ist altertümlich und zeigt, daß das neunzehnte Jahrhundert hier ohne Umsturz vorübergegangen ist. Schlieben ist der alte Stammsitz des weitverzweigten Geschlechts derer von Schlieben (Slinan), das in der Geschichte der Mark Brandenburg, der Lausitz und Kur Sachsens eine so bedeutende Rolle spielt. Aber von dem alten Schlosse ist bis auf wenig Mauertrümmer jede Spur verweht; auf der Scholle, wo sich die trogige, jahrhundertlang anhaltende Tatkraft dieser deutschen Edeln zuerst entwickelt und angesammelt hat, wachsen friedlicher Kohl und saftige Krauthäupter. Der Ort war seit 1292 ein Lehen des Nonnenklosters Roswig, später der Wittenberger Schloßkirche, die Schliebener Kirche war Eigentum des Antonierhofs Lichtenberg bei Prettin, der hier eine Propstei unterhielt. Im siebzehnten Jahrhundert war Schlieben auch manchmal Witwensitz einer sächsischen Fürstin, so gehörte es zum Beispiel zu der kleinen Herrschaft der Kurfürstin Hedwig, der Witwe Christians des Zweiten.

Heute ist das behaglichste Haus im ganzen Orte ohne Zweifel der Gasthof zum Schwarzen Adler. Der hochmächtige Vogel thront über der Thür in altbäuerischem Schnitzwerk mit gelbem Halsband und einem Orden geschmückt. Drinnen im alten Fachwerkbau gibt es niedrige, trauliche Zimmer, die Fremdenstuben im ersten Stock sind von anspruchsloser, fast ärmlicher Ausstattung, das Bett spartanisch — und doch liegt über dem Ganzen ein Hauch von beglückender Anmut und Heiterkeit; des wurden wir besonders inne, als wir den geräumigen Hof durchschritten hatten und nun dahinter im grünen Grasgarten auf weichem Rasenteppich den kleinen Kreis der Honoratioren fanden, an den wir von dem auch den Grenzbotenlesern wohlbekannten Chronisten des Städtchens, Herrn Amtsrichter Krieg — jetzt in Sangerhausen in Thüringen —, empfohlen waren. Da saßen der „würdige Bürgermeister“, der geistliche Herr, der Herr Kantor in traurem Verein, auf ihren Köpfen spielte das durch die Zweige des fruchstrotzenden Apfelbaums niedersteigende Sonnenlicht des Spätnachmittags — ein einziger Begriff bezeichnet die Stimmung des Idylls besser als hundert Worte: Hermann und Dorothea.

Nach dem erquickenden, in Hülle und Fülle aufgetragenen Abendessen — der Begriff der „Portion“ ist hier noch unbekannt — stiegen wir auf den Berg, den einst eine Kapelle des heiligen Martin von Tours krönte. Der Martinsberg ist auf seinem untersten Gange besetzt, mit riesigen, weithin duftenden Linden besetzt und von etwa dreißig Bergkellern, einem Reste des ehemals hier blühenden Brauereigewerbes, durchzogen. Weiter oben liegt ohne Abschluß durch Mauer oder Hecken der Kirchhof. Auf dem Rücken des Berges wandelt man langhin zwischen Gräbern aus alter und aus neuer Zeit; manche sind gut erhalten, manche zwischen Birken und Zypressen fast versunken. Und doch wirkt dieser Kirchhof ganz anders als der Lübbensche: dort wehmütiges Halbdunkel, hier volles heiteres Licht, dort wildverwachsene Abgeschlossenheit, hier eine reizende Fernsicht nach beiden Seiten hinunter in die lachende, wohlangebaute Ebene, aus der das Brüllen grasender Kinder heraufkönt. Nach rechts hin geht der Friedhof allmählich in Gärten und Weinberge über, Lebensfreude verkündend neben dem Tod, dessen dumpfige Sphäre hier von süßen Gerüchen durchduftet, dessen düstres Gewand von Blumen und Rosen durchwirkt ist. Drum umtönen den Wandrer hier nicht Matthiassonsche oder Venauische Weisen, sondern wir mußten mit dem jungen Geibel sprechen:

Neben dem Pfad aus den blühenden Bäumen
Winkt mir von schwarzen Zypressen ein Hain
Unter den Schatten zu ruhn und zu träumen;
Gräber umsäumen, sinkende Kreuze den moosigen Hain.

Als wir beim Glanz der Lichter wieder in unsern Gasthof zurückgekehrt waren, erwarteten uns die Herren Honoratioren im „kühlern Sälchen“ zum Nachtrunk. Sie erzählten uns viel von den alten Erinnerungen des Städtchens, die sein Chronist sorgfältig gesammelt hat. Es fehlt darin auch nicht an einem Nachtstück grauvoller Art, das die Verwilderung zeigt, die andauernder Krieg auch bei sonst gutmütigen Menschen hervorruft. In einem auf der Bürgermeisterei liegenden, halb vermoderten Aktenstück aus dem Jahre 1813 schreibt der damalige Schliebener Justizamtmann Freytag an das Domestiquendepartement des hohen Geheimen Rabinetts, in duplo ingeleichen an die Hohe Landesregierung und an das Geheime Finanzkollegium: „Guer pp. zeige ich andurch in tiefster Unterthänigkeit an, daß mir den 20.^{ten} dieses Monats (August 1813) früh gegen 7 Uhr die wiewohl nicht ganz zuverlässige Anzeige geschah: daß bei dem hiesigen unmittelbaren Amtsdorfe Delsig mehreres französisches, italienisches und mit ihnen verbündetes Militär von herumschwärmenden Russischen Kosacken, welches dieselben in der Stadt Herzberg als Kranke gefangen genommen, auf eine barbarische Art, theils mit Piquenstichen, theils mit Säbelhieben niedergemezelt worden sei. In Begleitung eines in dem hiesigen Amte angestellten Officianten begab ich mich auf diese Anzeige sofort auf das einundeinehalbe Stunde von der Stadt Schlieben gelegene Amtsdorf Delsig, wo ich zuvörderst in Erfahrung brachte, daß bei der nahe an diesem Dorfe gelegenen Windmühle ein Franzose auf eine grausame Art, und zwar dergestalt, daß man ihn sofort mit der Pique an eine der Windmühlen-Säulen angespießt hatte, von den Kosacken um das Leben gebracht worden war. Noch zeigten sich an dieser Säule die Blutspuren und ohnweit der Windmühle wurde mir dessen Grab, in dem ihn die Delsiger Einwohner bereits beerdigt hatten, gezeigt. Von dem Richter des Dorfes Delsig brachte ich in Erfahrung, daß eine halbe Stunde weiter und zwar auf Jagfallers amtsässiger Gerichtsbarkeit, nahe an der nach Herzberg führenden Straße, mehreres dergleichen Militär von den Kosacken umgebracht worden sey. Als ich mich auch dahin versügte, entdeckte ich 55 Mann an der Zahl, welche, auf eine fürchterliche Art, theils auf der Brust, theils im Rücken mit Piquen durchstochen, theils mit gespaltenen Häuptern, theils mit durchhauenen Händen und Füßen und größten Theils ausgeplündert gleichsam wie auf einem Schlachtfelde im Kleinen niedergestreckt da lagen. — Ich fand unter ihnen noch 5. Lebende, welche sogleich mein ganzes Mitleid erregten. Sonder Umstand schickte ich daher auf das nahe gelegene amtsässige Dorf Jagfall und erforderte von diesem 2 Wagen, auf welchen diese Unglücklichen in das Dorf geschafft werden sollten.

Ehe die Wagen herbeikommen konnten, starb einer dieser Soldaten vor meinen Augen. Die übrigen 4 hingegen brachte ich glücklich als noch Lebende ins Dorf und zwar daselbst, weil ich nicht wissen konnte, an welcher Krankheit sie laborirten, in ein besonders abgelegenes, jedoch wohl verwahrtes Spritzenhaus, in welchem sie auf frisches Stroh niedergelegt wurden. Da dem Dorfe Jagfall die Obergerichtsbarkheit zusteht, so sandte ich augenblicklich einen Boten an den Gerichts-Verwalter, General-Accis-Inspector Vestwig und an den Amts-Physicus Dr. Wagner, welchem ich, nachdem sie in einem Zeitraum von 2 Stunden darauf in Jagfall erschienen, die schwer Verwundeten resp. zur Verpflegung und ärztlicher Behandlung übergab; alles übrige aber, nemlich das Begräbniß der Todten und die sonstigen dabei nöthigen Erfordernisse dem Gerichtsverwalter überließ. Ich lege der zuverlässigen Hoffnung, daß wenigstens noch 2 Mann von diesen Unglücklichen beim Leben werden erhalten werden können, von den übrigen beiden aber bin ich dieses zu behaupten nicht im Stande. Unter den Todten befanden sich Italiener, Deutsche und insbesondere auch 2 Train-Knechte von dem Baierschen Militair. Übrigens hat mich bei diesem schrecklichen Anblick ein äußerst schmerzliches Gefühl hingerrissen, weil diese Unglücklichen auf eine ganz fürchterliche Art hingeschlachtet und im eigentlichen Verstande ermordet worden waren.“

Diesem Bericht ist ein „Allerunterthänigstes Inserat“ angefügt, in dem der

Justizamtmann Freitag seine Erzählung folgendermaßen ergänzt: „Auch, Allerdurchlauchtigster, erfahre ich soeben von einem der Fuhrleute, welche jene unglücklichen kranken Soldaten mit gefahren haben, folgende nähere Details. Die Kranken [auf dem Wege vom Lazarett in Guben nach Torgau] sind den Kosaken bei der Herzberger Elsterbrücke in die Hände gefallen, die Kosaken haben sie hierauf mit in die Stadt Herzberg genommen und daselbst, wie man sagt, mit Bier, Brandwein, Brod und mit Butter bestrichener Semmel traktirt.

Nach dessen Erfolg hat man den Weg über Schlieben nehmen wollen; allein, da das Gerücht ergangen ist, daß in Schlieben sehr viel französisches Militär befindlich sey, so hat man einen andern Weg und zwar den über Polzen nach Jagsfall zu eingeschlagen.

Die Kosaken soll ein junger, schwächlicher Offizier, welcher vollkommen Deutsch gesprochen und welchem die ganzen in der Gegend gelegenen Ortschaften bekannt gewesen, kommandirt haben.

Dhnweit Jagsfall hat beregter Offizier die Krankenwagen halten lassen, die Kranken selbst haben von selbigen heruntergeschafft werden müssen, worauf sie in zwey weit auseinander formirte Reihen gestellt worden sind.

Zu jedem der unglücklichen kranken Soldaten hat man zwei Kosaken, und zwar einen von vorne und einen von hinten mit den Piquen angestellt.

Die Unglücklichen haben flehentlich um Pardon gebeten; allein nichts desto weniger hat der Offizier unter den Worten: »Kein Pardon! Ihr schlaft hier!« mit abgewandtem Gesicht selbige von vorne und hinten niederzustoßen commandirt, worauf, und als die Unglücklichen bereits am Boden gelegen, die Säbel gezogen und vollends todt gehauen worden sind.

Nach dessen Erfolg hat sich der Offizier gegen die Fuhrleute gewendet und ihnen zu erkennen gegeben, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, dafern sie wieder kranke Franzosen fahren würden, welche Bedrohung unter den armen Landeuten eine ungemaine Furcht zu Wege gebracht hat.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht Cuer etc.

Freitag.“

Ich habe den Bericht des braven Justizamtmanns in seinem Wortlaute wiedergegeben, einmal, weil dieser von der Geschichtschreibung, wie es scheint, übersehene Jagsfaller Franzosenmord überhaupt der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, zweitens aber auch, weil der Bericht in seiner wahrhaftigen Schlichtheit und furchtbaren Anschaulichkeit wirksamer ist als jede Macherzählung. Ein auch dem Aktenstück einverleibtes Schreiben des Gerichtsherrn von Jagsfall vom 23. August 1813 meldet weiter, daß die Opfer „auf dem Orte sie blesirt und resp. getödtet worden, mit allem, was sie um und an sich gehabt begraben, die Sechs Blesirten aber, nachdem sie der Unts-Physicus Herr Dr. Wagner gehörig verbunden hat, nach Herzberg gefahren und von da nach Torgau ins Lazareth gebracht worden sind.“ Wer den Zustand der überfüllten Torgauer Lazarette aus dem jetzt veröffentlichten Berichte des Torgauer Arztes Dr. Richter kennt — schon am 10. Oktober waren dort über 10000 Verwundete und Kranke vorhanden —, wird sich über das Schicksal der sechs Blesirten keine Illusionen machen. Ihre bei Jagsfall schlummernden Kameraden hatten wohl das bessere Teil erwählt. Über die Motive und die Herkunft des Urhebers der entsetzlichen Bluttat kann man nur Vermutungen äußern. Das über hundert Mann starke Kosakendetachment — eine spätere Notiz spricht sogar von fünfzehnhundert Tscherkessen — wird zur schlesischen Armee Blüchers und Sackens gehört haben, die am 18. und 19. August gegen die französischen Stellungen zu beiden Seiten des Bobers (Löwenberg, Goldberg, Niegwitz) vorging. Die Kosaken waren vermutlich unter einem Offizier deutscher Abkunft (Preuße oder Livländer) nördlich von der französischen Hauptmacht über den Bober und die Neiße gegangen, um die Verhältnisse der sächsischen Niederlausitz zu rekonoszieren, ein sehr gewagtes Unternehmen, da sie sich mitten in das von Franzosen besetzte Gebiet zwischen der Neyschen schlesischen und der Dudinotschen auf

Berlin marschierenden Armee hineinwagten. Sie waren vielleicht ein Teil des Tschernitschew'schen Streifkorps, mit dem dieser kühne Heerführer am 20. August eine sächsische Kriegskasse von 142000 Talern in Münchhausen bei Sonnenwalde erbeutete. Sie mußten sich, nachdem sie bis zur Elsterbrücke in Herzberg vorgerückt waren, eiligst auf das größere Korps zurückziehen; die Krankenwagen fuhren ihnen zu langsam; andererseits wollte der führende Offizier auch seine Beute nicht fahren lassen. So reiste in der Nacht vom 19. zum 20. August in ihm der furchtbare Entschluß, die Gefangenen zu ermorden. Die den Fuhrleuten gegenüber getane Äußerung läßt darauf schließen, daß er von jenem tödlichen Haß gegen den Franzmann und seinen Anhang erfüllt war, der zum Beispiel aus Heinrich von Kleists Versen spricht:

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht.

Die Bluttat von Jagsfall wurde bei der Fülle des Aufregenden und des Gräßlichen, das in den folgenden Tagen und Monden auf deutschen Schlachtfeldern geschah, entweder gar nicht in weitem Kreise bekannt oder bald wieder vergessen. Nur der Pfarrer Mößler im benachbarten Malzschkendorf erwähnte sie in seiner am 18. Januar 1816 gehaltenen, später gedruckten Friedenspredigt. Diese Predigt kam zufällig dem in Weimar lebenden bekannten russischen Legationsrat von Rogebue unter die Augen; er fühlte die Ehre des russischen Namens verletzt und versuchte die ganze Erzählung des Pfarrers in seinem „Oppositions-Blatt oder Weimarsche Zeitung“ genannten Journal als eine „auffallende Unwahrheit“ zu brandmarken. Er schloß seine Verdächtigung mit der höhnischen Frage: „Wie kommt es denn, daß ein solches Faktum dem ganzen deutschen Publikum so lange unbekannt geblieben ist, bis es Herrn Mößler beliebte, seine Kanzel damit zu schmücken?“ Die nötige Zurechtweisung des dreisten Literaten ist, wie unser Altentstück beweist, sowohl durch den mit Unrecht angegriffenen Pfarrer wie durch das Schliebener Justizamt erfolgt. Die Grabstätte der unglücklichen Opfer des Mordes ist heute noch in Jagsfall und in der Umgegend wohlbekannt; noch immer kommen dort einzelne Uniformknöpfe und vermoderte Uniformstücke zum Vorschein.

Von diesen düstern Erinnerungen aus napoleonischer Zeit schweifte die Unterhaltung zu den ältern geschichtlichen Denkmälern der Umgegend von Schlieben, namentlich zu den zahlreichen Rundwällen. Es wurde die vielumstrittene Frage erörtert, ob sie von den germanischen Semnonen oder von den später eingewanderten Slawen herrührten. Eine dritte Möglichkeit ist die, daß die eine oder die andre dieser Befestigungen auch auf Schanzanlagen Karls des Großen und seiner Nachfolger zurückgehen kann, dessen limes Sorabicus auch einige rechts von der Elbe liegende Landstriche umfaßt zu haben scheint. Die Typen seiner Burgenanlagen sind erst neuerdings durch Carl Schuchhardts Forschungen genauer erkannt worden; sie gleichen den im ehemals sächsischen Kurkreis vorkommenden Höhenburgen und Rundwällen in vielen Stücken, ja sogar der Name Hohenbuko, womit Einhart und andre Geschichtschreiber jener Zeit ein in der Nähe von Magdeburg angelegtes karolingisches Kastell bezeichnen, findet sich als Hohenbuko zehn Kilometer nordöstlich von Schlieben wieder. Hier eröffnet sich noch ein weites Feld für eine besonnene, sich auf wirklich wissenschaftliche Ausgrabungen stützende Geschichtsforschung. Angeregt durch die Unterhaltung darüber beschloßen wir, am nächsten Morgen alle wieder zusammenzukommen und zunächst den berühmten Schliebener Rundwall gemeinsam zu besichtigen. Wir waren auch alle zur Stelle, außerdem aber auch ein so andauerndes und gleichmäßig starkes Landregen, daß unsre geschichtliche Expedition buchstäblich zu Wasser wurde. Wir fuhren also nach Herzberg, von wo uns die Eisenbahn in das heimische Sachsen zurückführen sollte. Herzberg (Hertzberg), dicht neben dem Slawendorfe Altitzberg, ist eine deutsche Gründung der wettinischen Grafen von Brehna, deren heraldisches Zeichen, der schreitende Hirsch, das Wappentier der Stadt geworden ist, ohne daß doch ihr Name etwas

mit dem Hirsche zu tun hätte. Die Gestalt der Stadt Herzberg weicht von der in den östlichen Kolonialgebieten üblichen sehr ab: sie bildet kein Hufeisen, sondern besteht nur aus einer langen vom Schliebener bis zum Brettiner Tore reichenden Straße, die nur in der Gegend des Marktes und der Kirche eine platzartige Anschwellung zeigt. Diese Gestalt deutet wohl darauf, daß die Stadt (etwa 1238) aus einem deutschen Straßendorfe entstanden ist. Das Interessanteste, was in Herzberg zu sehen ist, ist die stattliche dem heiligen Nikolaus geweihte Pfarrkirche, ein im Verhältnis zur Kleinheit der Stadt imponierender dreischiffiger Backsteinhallenbau aus dem vierzehnten Jahrhundert. Die dazu verwandten Backsteine (28 : 8 : 11 Centimeter) sind weit größer als die jetzigen Bauziegel und so hart gebrannt und haltbar, daß die Stürme der Zeit an dem vorzüglichen Material spurlos vorübergegangen sind, während die später angebauten Kapellen verwitterten. Einen besonders Schmuck hat das Gotteshaus in der großenteils erhaltenen mittelalterlichen Bemalung der auf zwölf gewaltigen Pfeilern ruhenden Gewölbe. An den Gewölbeflächen der Chornische sehen wir die Apostel, im Mittelschiff Christus, wie er das Weltgericht abhält: Auferstandne schaun zu ihm hinüber, andre heben sich aus ihren Holzjärgen; auch die Hölle mit den Teufeln und den Verdammten sah man ursprünglich, doch ist dieses Bild im Jahre 1809 auf den Wunsch der Gemeinde, die sich vor den grausigen Gestalten fürchtete, übertüncht worden. Weiterhin sieht man die Patriarchen und die Propheten, auch zahlreiche Engel und Heilige mit zum Teil rührenden lateinischen Inschriften. Der Kunstwert der einzelnen Gestalten ist sehr verschieden: die Auferstehenden zeigen eine gewisse — vielleicht absichtliche Rohheit der Form, die Propheten dagegen eine auffallende Feinheit der Ausführung, weniger in den Körpern als in den Gesichtern. Die Körper und ihre Gewandung sind nicht frei von den widernatürlichen Verdrehungen, die uns in den Miniaturen des vierzehnten Jahrhunderts begegnen, die Gesichter aber zeigen viel Ausdruck und eine besonders sorgfältige Ausführung des Mundes und der Augen. Beachtenswert sind auch die schönen stilisierten Blumen und Ornamente an den Gewölben der Seitenschiffe. Der ganzen Malerei lag der fünfige Gedanke zugrunde, daß die himmlische Gemeinde aus der Höhe auf die irdische herabschaue. Auch herrliche alte Glasmalereien sind einst in den hohen gotischen Fenstern gewesen und ließen, wie der Herzberger Chronist sagt, die heilige Geschichte wie aus den Höhen des Himmels in die Kirche hinableuchten. Aber nur geringe Trümmer sind davon in der Sakristei übrig geblieben.



Westfälische Geschichten

Erzählungen von E. Rafael (H. Kieseckamp)

2. Seine Mutter



eute starb unsre liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter: Frau Witwe Schulze Pieper. Im Namen der Hinterbliebenen: Wilhelm Schulze Pieper, Landgerichtspräsident. Kranzspenden im Sinne der Verstorbenen verboten! — So stand es zu lesen in der Hauptzeitung der Stadt.

Das schöne große Haus, das der Landgerichtspräsident bewohnte, lag am Kirchplatz, der, mit alten Lindenbäumen bestanden, ein Tummelplatz war für die Kinder, ein Erholungsplatz mitten unter den Häusern für Jung und Alt.

Der Präsident war unverheiratet. Er bewohnte das Haus, sein Eigentum, mit seiner Mutter, die vor einem Jahrzehnt etwa zu ihm gezogen war, und ihm den Haushalt geführt hatte. Jetzt war sie gestorben.